

# Weihnachten

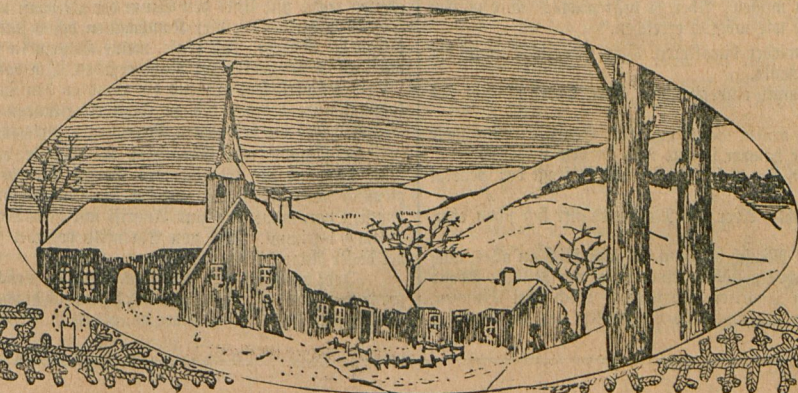
Nun ist die liebe Weihnachtszeit  
 Mit ihren Wundern kommen.  
 Durch alles deutsche Land ist weit  
 Ein heller Glanz erglommen.  
 Das ist der Glanz vom Weihnachtsbaum,  
 Im Schnee ein Sommersonnentraum,  
 Der Kindheit sel'ger Wonnentraum. —  
 Nie sei er uns genommen! —

Die Kindheit flieht, die Jugend flieht,  
 Der Weihnachtstraum soll dauern.  
 Wie süß er Mannesbrust durchzieht  
 Mit tannenduft'gen Schauern!  
 Es schmückt den Baum in fernem Land  
 Des Kriegers waffenmüde Hand.  
 Wie hat er doch so hell gebrannt,  
 Paris, vor deinen Mauern!

Denn was die Weihnacht wahrhaft weisst,  
 Ihr Mädchen und ihr Knaben,  
 Ist nicht die bunte Herrlichkeit  
 Der hochgehäuften Gaben:  
 Das ist die Keinheit, kindlich-wahr,  
 Der Eier, des Neids, der Lüge bar,  
 Die sich an Lichtglanz, still und klar,  
 Als höchstem Glück kann laben.

Solch reiner Sinn — er bleibt uns treu  
 Auf allen Lebensbahnen:  
 Dann wird uns rühren immer neu  
 Der Weihnacht hehres Ahnen:  
 Dann wird der Glanz vom Weihnachtsbaum,  
 Nicht nur ein flücht'ger Wonnentraum,  
 Im Altersschnee ein Sonnentraum  
 Uns sel'ger Jugend mahnen.

Felix Dahn.







## Der Mutter Briefe.

Eine Kriegs-Erinnerung an Weihnachten 1870.

Von O. Essler.

(Nachdruck verboten.)

**W**eihnachten! Heute ist Heiligabend! — Ob wir wohl wieder auf den schneebedeckten Feldern bivakieren müssen? Weißt Du noch, Fritz, letzten Weihnachten? — Da war's besser, als heute, geht? ...  
So flüstert es von Mund zu Mund in den Reihen der marschierenden Truppen. Der Abend dämmert; es wird still in der dahinhastenden Kolonne. Der Himmel ist bedeckt mit einer grauen Wolkenjucht. Ein scharfer Nordostwind wirbelt die dichter und dichter niederrieselnden Schneeflocken im tollen Spiel durcheinander. Die weiße Schneehülle hat Feld und Wald einen halben Meter hoch bedeckt. Der Marsch auf der schlüpfrigen Schneedecke ist äußerst anstrengend und für die Pferde sogar gefährlich, so daß die berittenen Offiziere oft zu Fuß gehen, ihr Ross am Zügel führend. Bei den Dragonern, die sich an der Spitze der Kolonne befinden, stürzt zuweilen ein Pferd nieder. In tiefem Schweigen haften die Truppen weiter.

Erinnernde Worte ruft Hauptmann von Ehrenfeld seiner Kompanie zu:

„Vorwärts, Füsilier! Den Mut nicht sinken lassen! Morgen ist Weihnachten — dann sind wir im warmen Quartier!“

Dann wendet er sich an seinen Bruder, der als Freiwilliger in seiner Kompanie steht:

„Wie geht's, Fritz? Kopf hoch! Morgen sind wir wieder beim Korps — dann bekommen wir Briefe von zu Hause! — Denk' an die Mutter! Laß nicht nach.“

„Ich komme schon durch, Bruder“, keucht der erschöpfte Jüngling.

„Gib mir Dein Gewehr, ich will's eine Weile tragen.“

„Nein, laß nur ...“

„Sei kein Narr! Gib her.“

Und der Hauptmann nimmt dem jüngeren Bruder das Gewehr von der Schulter.

„So, jetzt geht es besser! Stütze Dich auf meinen Arm.“ — — —

Freud und Leid haben die beiden Brüder zusammen getragen seit Ausbruch des Krieges. Fritz hat es sich nicht nehmen lassen, als Freiwilliger in die Kompanie seines Bruders einzutreten, so traurig auch der Mutter Augen blühten. Aber Frau von Ehrenfeld war eine richtige Soldatenfrau; ihr Vater war 1864 bei Düppel gefallen, ihr Gatte 1866 bei Königgrätz, und ihre Söhne ... ?

An der Spitze der Truppen reitet der General mit den Regimentskommandeuren und Adjutanten.

„Ein fürchterliches Wetter“, jagte der General mit mitleidigem Blick auf die Truppe. „Daß wir gerade am heiligen Weihnachtsabend den Gewaltmarsch machen müssen! Aber es hilft nichts! Wir müssen unser Armeekorps so rasch wie möglich erreichen.“

„Werden wir heute wieder bivakieren, Herr General?“ fragt der Oberst des Dragonerregiments.

„Sind wohl nicht damit einverstanden, Herr Oberst?“ gibt der General zurück.

„Sehen Sie doch die armen Gäule an, Herr General“, entgegnete der alte Kavallerist. „Sie hängen ja nur noch in den Knochen!“

„Für die Leute haben Sie wohl kein Mitleid?“ fragt der General mit leichtem Spott.

„Gewiß, Herr General! Aber ein Mensch behilft sich schon eher, als so ein armes Vieh.“

„Sie haben recht, der Mensch gewöhnt sich schließlich an alles, auch an das Bivakieren im Schneegestöber. Aber heute am heiligen Abend wollen wir doch sehen, ein Quartier zu erreichen. Noch zwei Stunden, und wir kommen nach dem großen Dorfe Longeville; das hat Platz für

uns alle — wenn es die Herren Franzosen nicht besetzt haben.“

„Das wäre des Teufels!“ ruft der Dragoner-oberst misshütig, aber der Kommandeur des Infanterieregiments sagt ernst und ruhig: „Dann jagen wir sie mit dem Bajonett hinaus.“

„Nun, lieber Oberst“, sagt der General. „Wir können leicht die Bajonette Ihrer Leute nötig haben, denn jenes Dorf liegt auf unserer Marschroute.“ — — —

Das Gespräch verstummt. Immer heftiger wird das Schneetreiben. Es wäre unmöglich, in diesem Wetter zu bivakieren. Die Worte des Generals, daß man in kurzer Zeit eine Ortschaft erreichen werde, finden ihren Weg auch zu den Soldaten, und mit sehnsüchtigen Blicken schauen sie hinaus in die Nacht, ob sich nicht der Lichterschein des Dorfes zeigt.

„Noch eine Stunde, Fritz“, sagt Hauptmann Ehrenfeld zu seinem Bruder. „dann sind wir im Quartier. Hier, nimm einen Schluck aus meiner Flasche, 's ist freilich der letzte, aber in Longeville wird's schon etwas Besseres geben.“

„Ich danke Dir, Bruder.“

Plötzlich kommt neues Leben in die Reihen. In der Dunkelheit blitzen einige Lichter auf. Aber was ist das? Fallen da nicht Schüsse? „Wir scheinen uns doch unser Weihnachtsquartier erobern zu müssen“, murmelt der General.

Auf schneufunden Pferden preicht eine Dragonerpatrouille zurück. Der härtige Unteroffizier pariert vor dem General sein dampfendes Pferd.

„Welche gehoramt, daß die Ortschaft mit feindlichen Abteilungen besetzt zu sein scheint. Unsere Patrouillen erhielten Geheißfeuer vor dem Eingang der Ortschaft, die durch eine Barricade besetzt ist. Auch aus den Häusern und Gärten rechts und links wurde auf uns geschossen.“

„Herr Oberst“, wendet sich der General an den Kommandeur des Infanterieregiments, „ich nehme Sie beim Wort! Jagen Sie die Franzosen mit dem Bajonett aus dem Nest heraus.“

„Zu Befehl, Herr General.“

Der Oberst wendet sein Pferd und ruft: „Die Herren Bataillonskommandeure!“

Die Kommandeure der drei Bataillone sind nach wenigen Augenblicken zur Stelle.

„Meine Herren“, spricht der Oberst, „eine halbe Stunde vor uns liegt die Ortschaft Longeville, welche uns für die Nacht zum Quartier bestimmt ist. Der Ort ist vom Feinde besetzt. Wir müssen uns dieses Nachtquartier erobern. Das erste Bataillon geht auf der Straße vor gegen den Eingang. Je zwei Kompanien der beiden anderen Bataillone greifen rechts und links den Saum der Ortschaft von dem Feld her an. Die übrig bleibenden vier Kompanien der beiden anderen Bataillone bilden die Reserve. Ich denke, meine Herren, in einer Stunde können wir uns in Longeville zur Ruhe begeben. Ich danke!“

Der Oberst legt grüßend die Hand an den Helm. Die Bataillonskommandeure begeben sich zu ihren Abteilungen zurück. In wenigen Minuten sind die befohlenen Bewegungen ausgeführt.

Hauptmann von Ehrenfelds Kompanie befindet sich bei dem Bataillon, das den Eingang des Dorfes stürmen soll. Man ist schon ziemlich nahe gekommen, als der Bataillonskommandeur zwei Kompanien vornimmt und zum Angriff mit dem Bajonett auf den Dorfeingang bestimmt. Fritz von Ehrenfeld befindet sich mit seinem Zuge bei dieser Angriffskolonnen.

„Jetzt muß ich Dir schon das Gewehr zurückgeben“, sagt Hauptmann von Ehrenfeld zu ihm. „Und halte Dich dicht an meiner Seite. Ein Nachgeschicht sieht sich schlimmer an, als es in der Tat ist. — Vorwärts!“



# Der Sturmgefang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(1. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Er blickte angestrengt in das Meer hinaus. Aber nichts war zu sehen; undurchdringliche Finsternis herrschte, die nur stellenweise durch die Leuchtturmfeuer und die Blitze erhellt wurde.

„Wißt ihr denn, daß einer von den euern draußen ist?“ wandte sich der Baron an einen alten Schiffer.

Der stemmte die Fäuste in die Taschen seiner Duffeljacke und sah den Sprecher erst eine Weile an, als müßte er ihn verstehen. Der alte Zens hatte schneeweißes Haar, das der Wind ihm ins wetherharte Gesicht trieb. Die Augen waren groß, blau — richtige trutzige, stahlharte Frießenaugen. Seine Urdropfeln waren zugewandert.

Er hob erst noch umständlich den Friesen von der rechten in die linke Wade, dann nickte er:

„Wir wissen es.“  
„In des Kuckucks Namen, Mann, warum springen nicht einige von euch in das Rettungsboot und fahren hinaus?“

Zens schüttelte langsam und nachdrücklich den mächtigen Kopf. Dann dauerte es wieder eine Weile, bis er antwortete:

„Wir haben kein Rettungsboot. Was sollen wir 14 Mann, mehr sind wir alle zusammen nicht, mit einem Rettungsboot? Drüben auf den größeren Inseln haben alle eine Station. Die müssen hinaus, aber wir nicht! Aber wenn wir eines hätten, könnte man bei diesem Segang doch nicht fahren! Nein, bei der Brandung könnte man nicht fahren, wenigstens wir könnten es nicht!“

Die alte Kersten stand stumm, mit krampfhaft zusammengedrückten Händen daneben. Die Laterne hing dazwischen wie ein Gebetsbuch. Es sei jetzt gerade die rechte Zeit für Schellfisch und Kabeljau, meinte sie in ihrer Einfalt. Der Geschäftssinn vermengte sich mit ihren anderen Sorgen und machte sie doppelt groß. Klaas Kersten gehörte noch zu denen vom alten Schlag, die den Schellfisch mit Handleinen fingen. Aber er brachte auch manchmal Notzungen und Heilbutt nach Hause. Auch Gaie, zwei Meter lang, hatte er schon an der Leine gehabt.

An das dachte Gretke Kersten und faltete die Hände.

„Habt ihr denn hier keinen Signalmast, an dem durch den schwarzen Ballen der Sturm angezündet wird?“ fragte der Baron. „Darnach hätte sich der Fischer doch richten können!“

Kenate schüttelte den Kopf.

„Wir liegen zu weit draußen, und es sind ja kaum ein paar Menschen auf der Insel. Die Gewarrie schickt erst nach den größten Inseln ihre Hafentelegramme, und Klaas Kersten würde sich doch nicht darum kümmern haben, denn er macht seine Wetterprognose selbst.“

Die Alte fing wieder von Kabeljau und Schellfischen an, und daß nur der Klaas sicher ebendahin gegangen sei, wo schon der Junge liege.

Die Fischer standen schweigend umher. Es war eigentlich nicht klar, was sie überhaupt hier draußen wollten.

Auch ein paar Frauen hatten sich zugesellt. Mit einem Male ging eine Bewegung durch die schmale Reihe. Arme schwenkten in der Luft, und alle beugten sich vor, als könnten sie dadurch deutlicher sehen.

„Was ist's?“ fragte der Baron.

„Hab' mich doch schon lange gewundert, daß man noch keinen Kanonenschuß gehört hat“, entgegnete Zens.

„Wieso? Muß denn bei jedem Sturm ein Schiff untergehen?“

„Bei solchen Stürmen, Herr, ist's nichts Seltenes.“

„Ich habe nichts von einem Kanonenschuß gehört!“

„Ne — aber dort drüben — sehen Sie? Die rote Laterne!“

Die Barrikade wird rasch zur Seite geschafft. Die Dragoner und die Batterie rasselten durch das Dorf, am jenseitigen Ausgang Stellung nehmend. Die Batterie prökt ab und sendet dem sich in dichten Haufen zurückziehenden Feinde Schrapnels und Kartätschen nach. Nach kurzer Zeit ist der Feind in der Dunkelheit verschwunden.

Die Bataillone und Kompagnien sammeln und ordnen sich wieder. So gut es geht, richtet man sich in dem eroberten Dorf ein. Wenn dasselbe auch von den Einwohnern fast gänzlich verlassen ist, so finden sich doch reiche Vorräte, die den erschöpften Soldaten und Pferden zugute kommen. Trotz der Gefahr eines stündlich zu erwartenden Angriffs des Feindes ruhen die ermüdeten Truppen bald in tiefem Schlummer.

Das ist ihr Heilgabend! — — —

Altegraun dämmert der Morgen des ersten Weihnachtstages herauf. Wohl läutet das Glockchen der Kirche zum Gottesdienst, aber im Innern des Gotteshauses erschallen statt der lieblichen Weihnachtsgelänge nur Seufzer, Schmerzensschreie und wilde Flüche.

Der General läßt schon bei Tagesanbruch Reveille blasen.

„Noch ein Tagesmarsch“, sagt er, „und wir haben unser Korps erreicht. Was gibt es neues, Herr Adjutant?“

„In der Nacht haben Dragonerpatrouillen bereits die Verbindung mit dem Korps hergestellt. Seine Erhellung der kommandierende General befehlt für heute Ruhetag ...!“

„Der tut uns no! Was weiter?“

„Zugleich schickt das Hauptquartier einige Feldpostsendungen, zumeist Briefe.“

„Weihnachtsgrüße! Geben Sie her. Ach, auch ein Brief an Hauptmann von Ehrenfeld und einer an dessen Bruder, den Freiwilligen! Von der Mutter! Kenne die alte Dame — hat schon viel Kummer durchgemacht in ihrem Leben. Vater und Gatte auf dem Schlachtfelde gefallen. ... Sind die Brüder unversehrt aus dem Nachtgefecht hervorgegangen?“

„Ich weiß es nicht, Herr General. Die Verlustlisten sind noch nicht eingereicht.“

„Nun Sie mir die Brüder. Ich will Ihnen die Briefe eigenhändig übergeben und zugleich dem Freiwilligen von Ehrenfeld das Eisene Kreuz wegen seines tapferen Verhaltens in der letzten Nacht.“

„Zu Befehl, Herr General!“

Der Adjutant entfernt sich und kommt mit ernstem Gesicht wieder.

„Hauptmann von Ehrenfeld und sein Bruder sind gefallen ...“

— — — — —

Auf freiem Felde, dort wo der letzte Anlauf gegen die Barrikade stattgefunden hat, liegt tot und starr, von einem Geschöß durch die Stirn getroffen, der Hauptmann. Die erstarrte Hand hält noch krampfhaft den Säbelgriff umklammert; auf seinem stillen, bleichen Antlitz ist noch der Ausdruck des Mutes und der Entschlossenheit zu lesen, welche ihn in dem Augenblick befehrt haben, als das Geschöß ihn traf. Man sieht, daß der Tod augenblicklich eingetreten ist. Und neben seinem Bruder, den Kopf auf dessen Brust gebettet, liegt der junge Freiwillige, einen tief schmerzlichen Zug in dem noch kindlichen Antlitz, ebenfalls starr und tot. Seine Brust ist von dem Sprengstück einer Granate zerrissen; ein breiter Blutstrom färbt den Schnee und zeigt an, daß der junge Krieger etwa fünfzehn Schritte von seinem Bruder entfernt getroffen worden ist und sich dann zu ihm geschleppt hat, um an seine Brust gelehnt zu sterben. Im Tode vereint liegen sie da — ein Grab soll sie umschließen. Der Mutter Weihnachtsbriefe sollten sie nicht mehr erreichen. — — — — —

So ermüdet Fritz ist, so rafft er doch seine letzte Kraft zusammen. Das Gewehr fest umklammernd, stürmt er schweigend mit den Kameraden auf den Eingang zu. Finstere Nacht ist es geworden. Man sieht nicht fünf Schritte weit. Man weiß nicht, ob man feindliche Infanterie oder Artillerie vor sich hat. Man sieht den Weg nicht. So sind die Angreifenden wohl einige hundert Schritte im eiligen Sturmmarß vorgerückt. Manchem, der am hellen Tage furchtlos der feindlichen Stellung entgegengetrumpft ist, pocht das Herz mit rascheren Schlägen in der tiefen Dunkelheit, bei der unheimlichen Stille, die nur das Säuseln des Windes unterbricht. Hauptmann von Ehrenfeld fühlt, daß dies stille Vorrücken den Mut niederdrückt.

„Zur Attacke geschlagen, Tambour!“ ruft er, und die immer rascher und rascher sich folgendes Trommelschläge halten dumpf durch die Nacht.

Da ertönt vom Eingang des Dorfes her das Kommando: „Feu rapide! Commencez le feu!“

In demselben Augenblick knattert den Stürmenden ein rasendes Schnellfeuer entgegen, das mit einem Hagel von Geschossen die Sturmkolonne überflutet.

„Fällt das Gewehr! Marsch — marsch! — Hurra!“

So rufen die Offiziere und stürzen sich dem feindlichen Feuer entgegen, während die Mannschaften ihren Führern mit lautem Hurra folgen. Aber im nächsten Augenblicke sinken mehrere Offiziere getroffen zu Boden, und auch in die Reihe der Soldaten wird manche Lücke gerissen. Die Hörner gellen. Die Trommeln rasseln noch fort, aber die Macht des Angriffs ist gebrochen. Die Soldaten werfen sich in die Gräben und Heden links und rechts der Straße und erwidern lebhaft das Feuer des Feindes.

Wohl eine halbe Stunde würde das auf beiden Seiten mit größter Lebhaftigkeit geführte Feuergefecht, als in der rechten und linken Flanke das Hurra der beiden feindlich vorgehenden Abteilungen ertönte. Das ferndliche Feuer am Eingang des Dorfes wird etwas schwächer; diesen Augenblick benützt Hauptmann von Ehrenfeld, sich der feindlichen Stellung zu nähern. Kurz entschlossen springt er auf den Rand des Grabens, in dem er mit seinen Mannschaften Deckung gesucht hat, und ruft: „Unser König soll leben! Marsch — marsch — Hurra!“

Der Fahnenträger des Bataillons ihm nach! Von einem feindlichen Geschöß in die Brust getroffen, sinkt er zur Erde. Fritz entsezt dem Niedersinkenden die Fahne und, sie hoch emporhaltend, stürmt er seinem Bruder nach. Die Mannschaften, die in der Nähe liegen, springen auch empor. Mit lautem Hurra folgen sie ihrem tapferen Führer. Unaufhaltsam stürzen sie vorwärts, mögen auch rechts und links die Kameraden niedersinken. Andere Abteilungen schließen sich an. Lauter ertönen die Hörner, dröhnender rasseln die Trommeln, und jetzt schmettern auch einige Granaten der preussischen Batterie krachend in das vom Feinde besetzte Dorf.

„Hurra! Hurra! Drauf und dran! — Stoßt ihnen das Bajonett durch den Leib! — Schlagt sie mit den Kolben nieder! — Vorwärts, vorwärts! — Es lebe der König! — Hurra! Hurra! Hurra!“

Die Barrikade am Eingang des Dorfes ist erreicht. Ein wütendes Ringen Mann gegen Mann — Brust an Brust — ein Schreien und Keuchen — ein gellendes Aufschreien der Hörner — ein dröhnendes Rasseln der Trommeln — Hurra — die Barrikade ist im Besitz der Deutschen! Die Fahne des Bataillons flattert, von hundert Kugeln zerstückt, auf derselben — aber Fritz von Ehrenfeld trägt sie nicht mehr. — — — — —

Jetzt bringen auch von beiden Seiten die Sturmkolonnen in das Dorf. Nach ein kurzer Kampf, ein wildes Auf und Ab in den Straßen und Gassen, dann räumen die Franzosen eilig den Ort.



„Die rote Laterne!“ ging es von Mund zu Mund. In der Tat! Im Leuchtturm drüben sah man deutlich ein rotes Licht aufstrahlen. Das zwinkerte schon durch die Finsternis. Man mußte die Finger vor die Augen halten, denn der Wind peitschte den Männern das süßliche Salz ins Gesicht; die Augen schmerzten, und die Lippen sprangen leicht auf in diesem Wetter. In der Brandung hatte sich eine gärende Schneewelle von Gischt und Schaum gebildet. Eine Frau kam langsam, vom Sturm aufgehalten, den schmalen Weg herauf. Ein Fischer legte beide Hände hohl vor den Mund und schrie ihr entgegen: „Schiff in Not!“

Aber sie ging deswegen keinen Schritt schneller. Renate legte die Hand über die Augen. Aber sie sah nichts. Schließlich war der Klaas längst in einem Inselfenstern eingelaufen und sah vergnügt beim steifen Grog. Aber die rote Laterne!

„Jens, reich mir das Fernrohr!“ Der Alte puzte schnell ein wenig das Glas und reichte es ihr hin. Sie blickte unwillkürlich zu dem kleinen Hafen hinüber, wo gewöhnlich die Segelschiffe abfuhr. Da — gelte nicht ein Schrei durch das Tosen des Wetters?

„Hörcht! Mir war, als riefte jemand —“ Sie blickte wieder angestrengt hinaus. Ihre Augen röteten sich unter den Schlägen des Regens, und es war unmöglich, selbst mit dem Fernrohr etwas zu erkennen. Da fuhr wieder ein Flüg nieder und erhellte den Umkreis.

„Ein Schiff!“ rief Renate halb jubelnd, halb voll Staunen. Im selben Moment erschütterte ein Kanonenschuß die Luft. Trotz des Sturmes war er deutlich hörbar. Gleich darauf stieg eine blau- und grünfarbene Feuerzunge vom Meere zum Himmel empor. Eine Rakete — das Notzeichen der Kauffahrer.

„Das ist das Schiff, das die rote Laterne anzeigt“, sagte Jens. „Aber das hat mit Klaas Kersten nichts zu tun. Klaas Kersten ist hier hinüber gefahren —“ und er wies nach Südwesten, während die Rakete ziemlich im Norden aufgestiegen war. „Schiff voraus!“ riefen in diesem Augenblick zehn, zwölf Stimmen auf einmal. Da konnte man es schon mit unbewaffnetem Auge sehen.

„Ein Schoner!“ sagte Oldenscott. „Es hat ein Gaffelsegel am Besanmast!“

„Dann wäre es eine Bark, Herr. Es ist aber weder eine Schonerbrig noch eine Bark, denn es hat nur einen Mast, und ich kann auch keine Rahsegel finden.“

„Was soll es sein, Alter?“ Jens lugte noch einmal scharf aus. „Ein Kutter, Herr, geht tief und ist scharf vorgebaut.“

Jetzt sah auch der Baron das Toppiegel an der langen Stenge.

„Das Außentüver ist zerfetzt“, bemerkte Jens. Das Schiff im Norden gab wieder einen Kanonenschuß ab.

„Die von Langeoog werden schon mit dem Rettungsboot draußen sein“, meinte ein Jüngerer neben Jens.

Der schüttelte den Kopf und spuckte den Briem aus: „Dann sind sie verloren! Meinethwegen kommen sie durch die Brandung, aber zurück — nie! Die See rollt sie über.“

Die Aufmerksamkeit aller wandte sich dem Kutter zu. Man schwenkte Laternen, um ihm wenigstens die Richtung zu zeigen, wo er einfahren mußte. Renate war auf eine vorbringende Felsplatte gedrungen, in die die Namen von vier

Männern eingegraben waren, die bei der Strandung der „Old England“ fast die ganze Besatzung gerettet, dann aber nahe der Küste selbst den Tod gefunden hatten. Sie hielt Gretes Laterne in der Rechten und beschrieb damit einen Kreis.

Es war ein aufregender Kampf, dessen Zeugen die Zuschauer an der Küste wurden. Dreimal versuchte der Kutter, durch die Brandung zu kommen. Von Zeit zu Zeit stieß eine der Frauen einen halblauten Schrei aus, während die Männer schweigend dastanden. Dann schien es, als ob das Boot drehte. Aber es hielt sich wacker. Ein Wurmeln der Bewunderung ging durch die Reihen der Männer.

„Wird verdammt gut gesteuert, das Ding“, sagte Jens. „Hallo, sie sind innen!“

Die Fischer atmeten auf. Der Kutter hatte die Brandung überwunden. Nun sprangen die Männer von allen Seiten herbei; auch die, welche keine von den mächtigen Wasserstiefeln trugen, watenen bis an den Leib ins Meer. Den vereinten Anstrengungen gelang es, den kleinen Kutter fest zu kriegen. Als hätte es der Sturm gerade nur auf das kleine Schiff abgehen gehabt, so legte er sich ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Das Unwetter zwar ging weiter, aber der Wind legte bei, und die Wolken gingen urplötzlich auseinander, so

Der Ingenieur schien die Frage überhört zu haben, denn er wandte sich an Renate:

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich bis jetzt veräumt habe, mich vorzustellen. Aber die augenblicklichen Verhältnisse entschuldigen wohl den kleinen Höflichkeitsfehler. Mein Name ist Joachim Kemmert —“ er machte eine kleine Halbwendung gegen den Baron — „derzeit in Diensten der deutschen Reichsbau-Gesellschaft Wigmodia.“

Der Baron verneigte sich steif: „Von Oldenscott —“ auf Renate wies — „Komtesse Friedrichswert.“

Ein neuer Kanonenschuß lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf das Meer hinaus, von dem die Fischer kein Auge wandt hatten.

„Donnerwetter, da scheint ein Schiff in Not zu sein“, bemerkte der Kapitän, und Ingenieur Kemmert wandte sich impulsiv an die Umherstehenden:

„Männer, ihr steht da, anstatt ins Boot zu springen und hinauszufahren?“

„Die von Langeoog und Spieeroog werden längst draußen sein“, entgegnete Jens. „Uns trifft's nicht! Die kriegen auch den Bergelohn für die Strangbitter.“

Er wollte nicht sagen, daß sie gar kein Rettungsboot hätten, denn er hatte sich über den Ingenieur geärgert. Die alte Kersten sammelte wieder ihr stereotipes „Ach Gott!“

„Seien Sie nur ruhig, Mutter Kersten“, sagte Renate und legte den Arm um ihre Schultern. „Das Wetter hat zwar momentan arg gehaust, doch es war kurz, und Vater Kerstens Boot hat gewiß ausgehalten!“

„Nee, nee, nee!“ rief die Alte und firechte plötzlich beide Arme nach dem Meere aus, als wollte sie eine visionäre Erscheinung fassen. „ne, ne!“

Und dann begann sie zu schluchzen, sie habe gerade gesehen, wie der Klaas gefentert sei, sie habe es ganz deutlich gesehen mit ihren alten Augen, gerade hinter der letzten Sandbank scharf im Südwest liege er und ertrinke, und der Dwersten ihrer sei bei, das junge Leben — zehn Mohre hatten sich zu gleicher Zeit nach der Richtung gewandt, die die Alte angegeben. Auch der Kapitän von dem Kutter sah hinüber. Der Mond stand frei am Himmel, die Wolken segelten zerrissen unher.

Ein Auf der Ueberaschung und Verwunderung pflanzte sich von Mund zu Mund. Ganz scharf im Südwesten, genau da, wo es die Alte gesagt, lag ein Schatten. Ein Schatten, der in unruhiger Bewegung war; jetzt schien er verschwunden, jetzt tauchte er wieder auf. Ein Schatten, der offenbar verzweifelt versuchte, um die Bank herumzukommen.

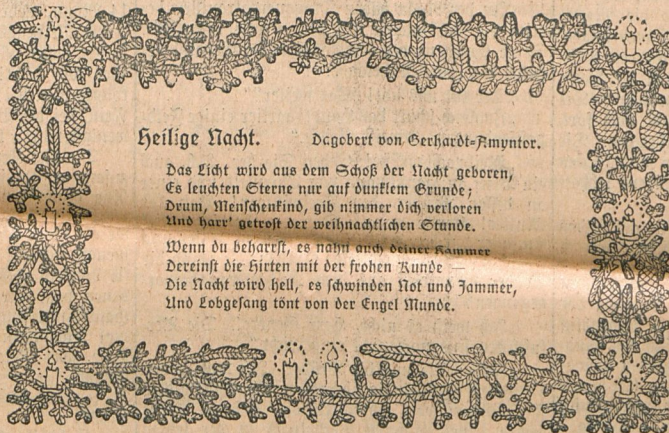
Zum ersten Male, seit sie dastanden, ergriff eine ungewöhnliche Bewegung die Fischer. War ihr Leben doch durch Jahrzehnte alltäglicher Erinnerung mit dem Mann verknüpft, der da draußen um sein Leben kämpfte. Das konnte gar kein anderes Schiff sein als Klaas seine Tiaff.

„Was ist's?“ fragte Joachim Kemmert und trat rasch näher.

„Der alte Kersten ist draußen in einem Boot“, entgegnete Renate unter Tränen. „Der Mann von dieser Frau. Er sitzt auf Kabelhaus. Man sagt, das Schiff liege bei der letzten Sandbank im Südwest vor dem Sturm.“

Joachim Kemmert warf einen scharfen Blick auf die alte Frau und dann auf die Fischer:

„Männer, was steht ihr hier und guckt euch die Augen aus? Vorwärts, hinein in ein Boot und hinaus!“



Heilige Nacht.

Degebert von Gerhardt-Smynter.

Das Licht wird aus dem Schoß der Nacht geboren, Es leuchten Sterne nur auf dunklem Grunde; Drum, Menschenkind, gib nimmer dich verloren Und har' getroßt der weihnachtlichen Stunde.

Wenn du beharst, es nah' auch deiner Kammer Dereinst die frohen Kunde — Die Nacht wird hell, es schwinden Not und Jammer, Und Lobgesang tönt von der Engel Munde.

daß der Mond wieder sein Licht hell und klar über das Meer ausgießen konnte. Die Wellen jedoch gingen noch fessellos und hoch.

Alle am Strande waren bis auf die Haut durchnäßt. Die Mannschaft des Kutters sprang ins Wasser, um an Land zu kommen.

Der Führer, ein Handelskapitän, gab, nachdem er und seine Begleiter sich für die Hilfe bedankt, der Vermutung Ausdruck, sie hätten nun doch vielleicht bis Bremen gelangen können.

„Urteilen Sie nicht übereilt, der Sturm kann plötzlich wieder einsehen“, bemerkte der Baron.

„Der setzt auch wieder ein“, sagte Jens.

„Wir werden uns hier für die Nacht einrichten müssen, Herr Ingenieur“, wandte sich der Kapitän im Tone bestimmter Schreiwiedertun an einen etwa 32-jährigen Mann, der bis jetzt etwas abwärts gestanden hatte. Der Südwestler sah ihm im Nacken und ließ das schwarzgeschnittene Gesicht frei. Unter kühn nach oben strebenden Brauen lagen etwas tief die kühlen, grauen Augen. Die Nase sprang leicht gebogen vor. Das Kinn hatte die gemeißelt harten Umrisse des Latmenischen. Dieses Gesicht hätte aus Erz sein können, wären nicht die weichen, fast mädchenhaften Lippen gewesen, die seinen harten Ausdruck fast in das Gegenteil verwandelten. Alle blickten ihn an, da er offenbar über den Kapitän und die Mannschaft verfügte.

„Sie haben wohl eine Reichbesichtigung vorgenommen und sind dabei in Sturm geraten?“ fragte der Baron in seiner herablassenden Weise.



Jens kraute sich hinter dem Ohr. Fürs Leben gern wäre er hinaus und hätte dem Klaas geholfen. Er dachte im Augenblick wirklich nicht daran, daß er sechs unmundige Entek zu versorgen hatte, für die das Brot beschafft werden mußte. Aber gerade jetzt setzte der Sturm wieder mit wilder Heftigkeit ein und schleuderte die weißschäumenden Wogen doll triumphierenden Hohnes gegen die Dünen.

Es geht nicht, Herr, es geht nicht! Wenn wir ein Rettungsboot hätten — die in Spiekerrog und Langeoog haben ein leichtes Francisboot — unsere Boote sind viel zu schwer —

„Dann nehmen wir eben ein schweres Boot!“ rief der Ingenieur und klatschte in die Hände. „Auf Männer, heraus mit dem Kahn! Es gilt, ein Menschenleben zu retten!“

„Zwei!“ rief Renate. „Zwei, Herr Ingenieur!“

„Zwei Menschen, sagen Sie, und da steht ihr wie angemalt und guckt aufs Meer, als ob das Bessen könnte? Her mit einem Boot, sage ich! Sie fahren doch mit, Kapitän? Wenn ihr uns nicht unterfügen wollt, dann fahren wir allein!“ Und er machte Wiene, wieder in den Kutter zu steigen. Aber da war Leben in die Fischer gekommen. Eine jugendliche Nacht ging von Joachim Kemmert aus. Auch auf den alten Jens sprang die Kraft seines Wortes über. Nach kurzem Zaudern eilte er mit einigen Fischern fort. Es war ein gewagtes, allzu gewagtes Unternehmen, und der alte Jens hatte fast recht, wenn er sagte, es sei eine Unmöglichkeit, mit der Brandung fertig zu werden. Aber er hatte doch nicht ganz recht, denn was vermag der Mensch nicht mit der unwandelbaren Energie eines in Gefahr gestählten Geistes? So ein Mann war Joachim Kemmert. Die Leute, die mit ihm auf dem Kutter gekommen waren, griffen zu, und schneller, als man es für möglich gehalten, lag ein Boot da, das am besten geeignet war, die Gefahr der Brandung, besonders des Ueberrollwunders, zu überstehen.

Gerade der alte Jens war einer der ersten, der hineinsprang. Im Nu war das Fahrzeug bemannt; Jens sah am Steuer, der Kapitän hatte einen der Riemen ergriffen, als wäre er ein gewöhnlicher Fischer. Und Joachim Kemmert kommandierte mit einer Selbstverständlichkeit, als müßte ihm diese Rolle überhaupt immer zufallen. Der Baron hatte zwar einige Einwendungen gemacht, war aber dann rasch davon abgestanden, als ihn Joachim Kemmert übel angelassen hatte.

„Na, so fahren Sie doch in des Teufels Namen! Tut, als ob ich ein Rekrut oder sein Lakai wäre!“

Es war ihm entgangen, wie Renates Lippen sich gekräuselt hatten.

Die zurückgebliebenen Fischer standen in unbeschreiblicher Aufregung. Rufe flogen von Mund zu Mund; man erinnerte sich gegenseitig, als ob ein Laut nur zu den Ohren jener dringen konnte, die sich mit unbeschreiblicher Anstrengung vom Land abarbeiteten. Die erste hingustürzende Woge der Brandung riß sie mit.

Unglücklicherweise nahm der Sturm jetzt von Minute zu Minute wieder zu; der Mond versunksterte sich, eine dicke, pechschwarze Wolkenbank legte sich davor und raubte ihm den letzten Strahl von Leuchtkraft. Als seien plötzlich alle Lichter der Erde ausgelöscht worden, so breitete sich pechschwarze Finsternis über das Meer; nur der Feuersturm schleuderte sein Strahlenbündel nach wie vor über die See, und sein rotes Auge blinzelte und zuckte, und von Zeit zu Zeit rollte, das Brüllen der Wogen überröndend, ein Kanonenschuß. Das Rettungsboot war nicht mehr zu sehen.

Umsonst bohrten sich die Augen in die Dunkelheit, umsonst starrten die Fernrohre hinaus.

Die Frauen beteten, die Männer standen stumm, und der Sturm heulte und dröhnte, die Erde schien zu beben, die Wassermassen flogen trachend und klatschend gegen die Schutzwerke. Grette hielt immer noch die Hände krampfhaft zusammen, und dazwischen schwenkte die verlöschte Laterne im Winde hin und her.

Renate stand wie eine Bildsäule da und starrte aufs Meer hinaus. Der Baron rief sie an:

„Ich denke, wir gehen heim, Renate, sonst schwimmt uns schließlich das Salzwasser noch mit!“

Sie wandte gar nicht den Kopf, aber hart und bestimmt klang ihr „Nein!“

Er nagte an der Unterlippe und schwieg. Nach einer Weile, nachdem er hinter sie getreten war, fing er wieder an:

„Es war einfach Wahnsinn! Sie sind alle zusammen verrückt! Ich werde mich wundern, wenn die ihren Kahn wiedersehen!“

Renate ging auf die geschmacklose Bemerkung gar nicht ein. Als er aber nicht aufhörte, darüber zu reden, drehte sie sich um:

„Mir hat das gefallen! Ich vertraue zu Gott, daß sie den Klaas finden!“

„Oder die Gaie fressen ihn mitsamt dem ver-

eingefallen war! Ja, er entsann sich! Das war ja dieser Joachim Kemmert, der .... na, er wollte später bei geeigneter Gelegenheit davon Gebrauch machen! Ein hämliches Lächeln glitt über sein Gesicht; Renate merkte es nicht. —

3. Kapitel.

Es dauerte lange, beängstigend lange. Bald nahm die Heftigkeit des Sturmes ab, bald wieder zu. Die Finsternis war undurchdringlich; die Leute am Strande wurden immer stiller. Grette Kersten betete halblaut. Von Zeit zu Zeit sagte sie mit ersticker Stimme:

„Ich hab' sie gesehen, beide im Wasser — das Schiff gekentert — ich hab' sie gesehen!“

Da plötzlich kam die Senation. Der Wind segte mit einem Male die Wolken auseinander, jagte sie pfeilschnell über die Himmelsfläche — das Bild erinnerte an eine scheue Herde, die von dem Schäferhund gehegt wird — und legte den Mond frei. Wie eine Glastafel stand er in durchsichtiger Helligkeit am Firmament, gelb, goldgelb, wie gemalt; die rote Laterne am Leuchtturm von Nothstrand war erloschen, die Kanonen donnerten nicht mehr. Aber niemand dachte daran. Alle Augen bohrten sich in die Atmosphäre hinein, da tönte ein lauter Ruf: „Boot in Sicht!“

Von weit draußen kämpfte es sich heran. Die Gläser gingen von Auge zu Auge. Da war es — bald hoch, bald tief, ein Schatten nur, aus dem einige undeutliche, bewegte Silhouetten hervorwuchsen — das waren die Männer, die mit Einziehung ihres Lebens das kühne Werk vollbrachten.

Ob sie ihn hatten, den Klaas, und Twersten ihren Jüngsten? Es ward totentill. Grette Kersten schluckte vernehmlich ihre Angst hinunter. Sie kamen nah. Der Atem froste allen — die Brandung. —

Von dem schimmernden Gischr umhüllt, von schäumigen Mähnen umflattert, von der tollen See umbrüllt und von Regenschauern gepeitscht, so kamen sie heran. Die Wogen sprangen hoch und rissen und zerrten an dem Boot. Der alte Jens sah jetzt mit an den Riemen. Am Steuer aber sah man Joachim Kemmert, der hielt mit eiserner Faust das Schicksal von zehn Männern.

„Sie haben's überwunden“, sagte einer.

„Nein!“ ein anderer. „Die Brandung wirft sie zurück!“

Das Boot wollte sich drehen. Der Sturm schlug pfeisend hinein und hegte die Wogen dagegen.

„Es dreht bei!“ rief Grette Kersten in Todesangst. Doch nein! Joachim Kemmert zwang das Steuer. Aber die Brandung hob sie hoch und schleuderte sie zurück.

„Hilf Himmel!“ betete Renate aus der Tiefe ihrer Seele heraus und heftete die Augen auf den dunklen Schatten des Steuermanns.

„Ich habe es ja gleich gesagt“, murmelte der Baron.

Das Boot wand sich förmlich unter den hundert graujamen Wasserarmen, die nach ihm griffen. Da sah man es wieder; von dem Rücken einer mächtigen Woge getragen, kam es näher und schneller und arbeitete sich nun trugig, unbegleitbar heran — betrogen um ihre Beute heulte und brüllte die See — das Boot lief an.

Die Männer stürmten dem schwachen Fahrzeug entgegen, drangen, bis an die Brust im Wasser stehend, durch Schaum und Gischt den Kettern entgegen. Klaas Kersten stieg aus und trug der Twersten ihren Jüngsten auf den Armen. Ein stattlicher Burche war er, der Pelmerich; aber



Die Anbetung der hl. drei Könige.

Nach dem seitens der deutschen Regierung in Spanien erworbenen Gemälde von Hugo van der Goes.

rückten Ingenieur“, entgegnete Oldenskött feindselig. „Ploßlich griff er sich an die Stirne: „Wo habe ich doch den Namen schon gehört ... Joachim Kemmert ... Warte mal, der Name ist mir doch geläufig ...“

Er dachte angestrengt darüber nach. Karl Klaffen, ein Fünzigjähriger, der nicht mit hinausgekommen hatte, weil die Gicht ihn seit einigen Tagen gepackt hielt und ihm selbst das Gehen sauer machte, hatte die letzten Worte aufgefangen.

„Ach kann Ihnen helfen, Herr! Er war bei dem Untergang der „Christine“ bei, die in der Kammerbucht bei Rütland auf Grund ging. Da hat er durch sein mutiges Verhalten die meisten Passagiere gerettet.“

„Stimmt“, entgegnete der Baron. „Daran erinnere ich mich dunkel. Wurde er nicht in einen Prozeß verwickelt, weil er die Direktion der betreffenden Schiffsahrtsgesellschaft maßlos angriff?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ich habe davon gelesen“, entgegnete Renate. „Mir war nur der Name unbekannt. Er wurde doch freigesprochen! Also war sein Angriff gerecht.“

„Schon. Aber ...“

Sie blickte ihn kalt an.

„Mir gefällt dieser Mut.“

Ein Blick schoß aus seinen Augen. Im selben Moment erinnerte er sich. Daß es ihm nicht gleich



fest fehlte ihm die Besinnung, und er redete irre. Ein Duzend Arme griffen nach ihm, um Klaas Kersten die Last abzunehmen. Man trug den Jungen zur Mutter Ahse, denn die alte Wersten lag schon seit Wochen krank und hatte das Fieber. Die durfte ihn gar nicht sehen.

Sie waren beide gerettet, der Klaas und der Helmerich.

„Hat'n bißchen Wasser geschluckt“, sagte der alte Kersten und wies mit dem Daumen auf den Bewußtlosen. „Schadet nichts, spuckt's wieder aus!“

Die Besatzung des Bootes war ausgestiegen. Jens hatte beide triefenden Beine gespreizt und stand so fest im Sand. Die Hände streckte er Joachim Nimmert entgegen und sagte aus der Tiefe seines rauhen Herzens heraus:

„Dank auch, Dank — und was ich sagen wollte — wenn Sie uns mal brauchen, Herr Schenjdör — dann sind wir schon da für Sie!“

Joachim Nimmert lachte und drückte die rauhen Fischerhände der Reihe nach. Jeder suchte sich seinen Mann vom Rutter zum Grog. Der Baron sah finster zu, wie Renate an die Männer herantrat. Sie sagte etwas. Es war ja gleichgültig, was sie sagte.

Sie dankte für die geretteten Menschenleben. Ihre Augen dankten, die Blauschwarz wie die Nacht waren und einen goldgelben Schimmer hatten.

Joachim Nimmert küßte ihr die Hand. Ob sie mit ins Schloß kommen wollten, der Kapitän und der Herr Ingenieur?

Aber natürlich kamen sie. Konnten sich ja kaum mehr auf den Beinen halten. Sie froren beide richtig von innen heraus.

Der Baron machte ein mürrisches Gesicht. Der alte Kersten tat unwirsch über das Gehabe seiner Grette.

Natürlich hatten sie schon im Wasser gelegen, er und der Helmerich, das war klar. Sonst hätte er sich doch nicht in einem fremden Schiff heimfahren lassen. Sein Takt aber war verloren, das jagte er zuerst, und das war wohl das Bedauerlichste. Er schob einen tüchtigen Briem in die Wade und taute eine Weile. Der Sturm hätte ihn überwaicht. Konnte man ihn denn vorhersehen? Erst hatte der Südost ein bißchen aufgefrischt, dann aber war mit einem Male der Wind umgesprungen und dann wieder, und dann war es losgegangen. Er hatte es zu spät bemerkt, aber er war doch noch umgehrt, obwohl die Fahrt für sechs Tage berechnet war. Wie der Sturm dann hereinbrach, da riß er alles zusammen, das Schiff saßte Wasser und dann kenterte es, nachdem sie beide stundenlang gegen das Unwetter gekämpft. Er und Helmerich hielten sich fest. Aber der Junge wurde ohnmächtig, und da mußte er ihn eine Weile noch mithalten. „Lange wäre es nicht mehr gegangen — die Hand, mit der ich ihn an der Wade festhielt, wurde mir kalt und feiß, wie'n geöltes Lau — ich war voller Salz, innen und außen — und das Meer zog an mir — das Wasser war wie Lehm, so fest und so zäh und so schwer — und ich konnte schon nicht mehr — da kamen sie, die Jungen —“ und da lachte der Klaas, daß das hundertfältige Gesicht aus dem Leim ging, so daß man die braunen Zähne sah, und spuckte den Briem aus.

Die Grette blickte ihn nur immer still von der Seite an und streichelte verstohlen mit der alten, knochigen Hand über seine triefenden Kleider.

Die Gräfin war auf, als sie ankamen. Der Sturm ließ wieder nach; sie war noch blässer als vorher und wollte nicht glauben, daß Klaas gerettet sei.

„Ich hatte ihn aufgegeben“, sagte sie leise. Lene deckte schnell den Tisch, denn die Gräfin hielt keinen Diener, dessen Obliegenheiten verjah der Kastellan. Der Baron meinte leichthin, es müßte den Herren auf die Dauer etwas feucht werden in ihren nassen Kleidern. Aber der Ingenieur lächelte nur.

„Wir bitten lediglich um Entschuldigung, Frau Gräfin, daß wir Ihnen den Teppich verderben.“

Renate versicherte, daß daran gar nichts läge, denn der Teppich ließe sich wieder trocknen. Oldenscott warf ihr einen ironischen Blick zu und murmelte, als die beiden Herren sich gerade mit der Gräfin unterhielten:

„Du bist doch sonst für Ordnung und Sauberkeit!“

Aber sie gab ihm keine Antwort und tat, als hätte sie es nicht gehört. Im Gegenteil! Sie war nie so fröhlich.

Da kam ihre Jugend zu Recht, und sie war reizend, lieblich, trotz ihrer Zartheit ein wenig Robold.

Der Baron wunderte sich über ihre Verwandlung und konnte seinen Megerer über die ungeliebten Gäste kaum verhehlen.

„Warum dachten Sie eigentlich so ängstlich über den alten Fischer?“ fragte Joachim zu der Gräfin gewendet. „Sie sind doch sozusagen an der See hier zu Hause. Da darf man so ein bißchen Sturm doch nicht gleich so pessimistisch nehmen.“

Die Gräfin nickte ein paarmal vor sich hin, warf einen scheuen Blick auf das Meer und dämpfte die Stimme, als fürchte sie, Geister zu wecken.

„Wir haben zu viel erlebt.“

Sie saßen in dem Speisezimmer. Die galanten Damen der Gobelins an den Wänden blickten hochmütig auf die beiden Eindringlinge; auch hier war englischer Geschmack vorherrschend, jener eigenartige Queen-Elizabeth-Stil; Renaissance mit leichter Betonung des italienischen Barock. Ueberall zeigte sich der düstere Geist, den die Gräfin auf ihre Umgebung übertrug. Der Chorstuhl, auf dem sie saß, verließ ihr durch die hohe, mit Schnitzereien reich verlehene Lehne und die beiden Armstützen ein majestätisches Aussehen. Sie glich ebenso einer souveränen Fürstin wie einer betenden Bisherin.

„Man darf nicht darüber spotten“, entgegnete sie mit einem ersten und verwiesenen Blick. Ihr gedrücktes Wesen trat mehr denn je zutage; Oldenscott meinte, es sei doch nun einmal nichts weiter als ein Aberglaube, der durch einige Zufälligkeiten eine gewisse Sanction erhalten hätte.

„Zufälle nennen Sie das?“ rief Olga von Friedrichswert erregt. „Gott möge Sie nicht dafür strafen! Ich trage mein Geschick mit Ergebung, und darum kann ich so frivole Redensarten gar nicht hören!“

Es war klar, daß die Gräfin, die aufrichtig religiös war, einem seltsamen Aberglauben huldigte. Dieser gewann durch die krankhafte Stimmung, in der sie sich seit Jahren befand, immer mehr Boden und hatte sich seit dem Tode ihres Gatten beängstigend gesteigert.

Renate warf dem Baron einen mißbilligenden Blick zu; es war nicht zu erkennen, ob sie die Absicht ihrer Mutter teilte oder ihr nur jede Aufregung zu ersparen wünschte.

„Schweigen wir also davon“, sagte Oldenscott. Die Gräfin widersprach:

„Nein! Die Herren sollen hören, welsch Verhängnis auf unserem Hause lastet und warum ich verwundert war, daß Klaas Kersten seinem Schicksal entging.“

Der Baron schüttelte den Kopf. Der Ingenieur sah Renate mit seinen durchdringenden Augen an; sie nickte, um auszudrücken, daß sie ihm Aufschluß geben wollte.

Man wartete, bis Lene, welche die Tafel mit Tee, Gebäck, Bieestück und Kognak versorgte, sich entfernt hatte; dann begann Renate erst leise zögernd, alsbald aber, von den Ereignissen der Vergangenheit mit fortgerissen, zu erzählen: „Sie würden nicht ein zweites Mal auf unsere Insel herüberkommen, meine Herren, ohne von dem „Bann von Friedrichswert“ zu hören, dem Blutbann, der auf unserem Hause lastet, und in den alle verwickelt sein sollen, welche von denen von Friedrichswert abhängig sind. So behaupten wenigstens die Leute an der Nordseeküste, wenn sie sich auch jener Sage erinnern, die sich Jahrzehnte hindurch erhalten hat.“

„Es ist keine Sage, mein Kind, sondern Wahrheit“, unterbrach sie die Gräfin. „Auch die Kirchenchronik erwähnt das Ereignis.“

Renate blickte die Mutter an, erwiderte aber nichts, sondern fuhr fort:

„Unsere Vorfahren hießen anfänglich nicht Friedrichswert. Sie waren die Herren von Notburg, auch Nordburg genannt, weil ihr Stammisß am weitesten nach Norden gelegen war und am ehesten in Not kam, wenn die Normannen auf ihren Raubzügen gegen Süden zogen. Die Herren von Notburg, zwei Ritter ohne Furcht und Tadel, hielten damals wochenlang die müde Berennung durch eine Horde Normannen aus, die um 850 herum Hamburg zerstörten. Die Herren von Notburg beschützten durch ihre Tapferkeit Bremen. Zum Dank dafür gab ihnen der Kaiser ein Schwert, das über einen Bischofsstab gekreuzt ist, ins Schild, und dieses Wappen aert heute noch Schloß Friedrichswert. Unter dem Schutz dieses Schildes flüchtete der Erzbischof von Hamburg nach Bremen und machte die Stadt zur Diözese. Von nun an waren die Herren von Notburg treue Diener des bischöflichen Staates. Beim Sturz Adalberts von Bremen mußten sie ihren Stammisß gegen des Bischofs Feinde verteidigen. Und treue deutsche Art bewährten sie, als Bremen in die Wirren mit dem wilden Bayernherzog Heinrich dem Löwen gezogen wurde. Sie folgten an Kaiser Barbarossas Seite und standen ihm auf allen Kriegszügen gegen Heinrich den Löwen bei, begleiteten ihn auch nach Italien und leisteten ihm wertvolle Dienste. Kaiser Friedrich war daher bestrebt, die Herren von Notburg auszugleichen; er verlieh ihnen den Grafentitel, und sie sollten sich fortan nennen: Grafen von Friedrichs-Schwert, weil sie ihres Herrn Friedrichs Schild und Wehr waren. Im Laufe der Zeit nun ward aus Friedrichs-Schwert unser heutiges Friedrichswert, das die stolze Begründung, die der Name damals enthielt, verloren, ich weiß nicht warum.“

Sie machte eine kleine Pause und lächelte ein wenig über die atemlose Spannung ihrer Zuhörer. Nur der Baron hatte die Brauen hochgezogen und blickte wenig interessiert auf seine Stiefelspitzen.

„Vielleicht haben die Herren von Friedrichs-Schwert während jener unglücklichen Kämpfe zwischen Adel und Bürgerchaft in Bremen ihren Namen verliert. Heinrich VI. hatte ihnen für ihre Tapferkeit in der Schlacht bei Segeberg, wo Heinrichs des Löwen Macht für immer gebrochen wurde, die einsame Nordseeinsel als erbliches Lehen verliehen.“

Die Herren von Friedrichs-Schwert teilten sich nun, die einen zogen hierher, die anderen behaupteten sich in Bremen, auch dann, als die Geschlechter gegen die Bürger unterlagen. Doch die Linie starb aus, und nur die Grafen von Friedrichswert auf unserem Schloß blieben übrig. Sie machten sich nun in einem heißen Kampf gegen die Friesen verdient. Hier lebten sie dicht neben dem Kloster Heiligenberg, das noch älter war als das Schloß, und das einer der Bischöfe von Bremen errichtet hatte. Sie übten ihre Herrschaft in gerechter Weise über ihre Untertanen aus und vertrugen sich wohl mit Mönchen und Abt.

Da kamen die Wirnisse der Reformation. Ulrich von Friedrichswert, der aus fremden Kriegsdiensten heimkehrte, brachte die Lehre mit und geriet alsbald in Streit mit dem Abt von Heiligenberg. Er war ein wilder Junter, der nichts gegen seinen Willen duldete. An einem Sonntag war's, so kündigt die Chronik, da ritt er mit seinen Reitigen aus. Kurz war der Weg, den er nahm. Vor dem Kloster Heiligenberg hielt er still, klopfte dreimal mit dem Schwertknopf gegen das eichene Tor und befahl, den Abt zu rufen. Es war gegen Eitte und Herkommen, denn entbößten Hauptes hätte Ulrich von Friedrichswert das Kloster betreten müssen, hätte er Geschäfte mit dem Abt gehabt. Gleichwohl erschien dieser, angetan mit allen Insignien seiner Würde, umgeben von den



Mönchen, denn er mochte ahnen, was der Besuch seines Feindes zu bedeuten hatte. Ulrich von Friedriehsvert kündigte dem Abt von Heiligenberg Lehen und Grundstüb. Mit nichten war er dazu berechtigt, doch er pochte auf die bewaffnete Wehr. Umsonst war des Abtes zorniger Widerspruch. Mit Gewalt ließ Kunter Ulrich das Kloster räumen, und als der Abt den Fluch des Himmels auf ihn herabrief, da erschlug ihn der Nähornige in grausamer Art. Seine Reifigen aber, wilde Kriegsknechte aus Italien und den Niederlanden, legten den roten Sahn auf das Dach des Klosters. Sterbend sprach der Abt von Heiligenberg den Bannfluch über Graf Ulrich von Friedriehsvert, über seine Nachkommen und alle, die seines Blutes waren und seiner Herrschaft dienten:

Durch Feuer und durch Wasser sollten sie zugrunde gehen, und also sollte die Freveltat sich rächen bis ins letzte Glied.“ (Fortsetzung folgt.)

### Unser Bild

„Anbetung der hl. drei Könige“ des Hugo van der Goes, für welches das Kaiser-Friedrich-Museum dem Kloster Monforte in Spanien 1 1/2 Million Mark gezahlt hat, ist vor wenigen Monaten in Berlin eingetroffen.

Die ausgezeichnete Schöpfung des hochgeschätzten Nachfolgers des Van Eyck erregt in den Kreisen der Kunstkenner und des kunstliebenden Publikums die höchste Bewunderung. Auch Seine Majestät der Kaiser und König hat mit lebhaftem Beifall nicht gefehlt. Allgemein wird betont, daß sich niemand der feierlichen, großen und mächtigen Wirkung dieses Meisterwerkes altniederländischer Kunst entziehen könne.

Es ist der Vorzug ausgezeichnete Kunstschöpfungen, daß sie zu allen Zeiten tiefe Wirkungen üben, mithin immer modern sind — sie sind ruhende Pole in der Geschichte der Kunst. Auch von dem meisterlichen Bilde des Van der Goes gilt diese Wahrheit. Nicht seinem Porträt-Altar in Florenz ist diese „Anbetung der hl. drei Könige“ das beste Werk, das der 1482 verstorbenen treffliche Meister hinterlassen hat. Nur wenige hatten von der Existenz des Bildes Kenntnis. Als

es Karl Justi vor 30 Jahren bei den Escolapias-Brüdern in Monforte sah, konnte er es nicht genug preisen. Seitdem wurde es bekannter und von Sammlern eifrig umworben. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat in dem Wettkampfe den Sieg davongetragen und hiermit seiner bedeutenden Sammlung altniederländischer Bilder einen Schatz ersten Ranges zugeführt.

Zunige Weihnachtstimmung spricht aus dem Bilde; es steht daher gerade dem deutschen Empfinden sehr nahe. Der Vorgang der Anbetung ist in ein ruinenartiges Gemäuer verlegt. Plastisch finen und stehen die Gestalten im Raum. Die kostbaren Stoffe, in denen die Könige und manche ihres Gefolges gekleidet sind, haben den Meister in Farben geradezu schwebeln lassen. In dem glühenden Rot des Mantels, den der vor der Madonna und dem Kinde knieende König trägt, erreicht die Farbenpracht ihren Höhepunkt. Harmonisch ist der farbige Reichtum mit seinen zahlreichen Abtönungen zu einem geschlossenen Ganzen geeint. Ebenjo meisterlich ist die Abstufung des Lichtes behandelt. Auf der Hauptgruppe leuchtet es in sonnigem Glanz, um nach hinten in ein Halbdunkel überzugehen, das an die kommende Kunst Rembrandts mahnt. Und im Gegensatz zum Halbdunkel die Ausblicke in das kühle helle Morgenlicht einer reizvollen Landschaft. Hinzu kommt die feine Individualisierung der Gestalten mit ihren trefflich durchmodellierten Charakterköpfen. In denen der Könige sind Hoheit und frommer Glaube meisterlich gepaart. Auch die Madonna mit dem Kinde atmet hohes und bevorzugtes Leben.

Mit der liebevollsten Sorgfalt ist das Stoffliche behandelt. Samt, Seide, Pelz, Gold — alles ist in vollkommenster Weise charakterisiert. Geradezu entzückend sind die Hände gemalt. Wohin das Auge auch blickt, überall nimmt es die liebevolle Sorgfalt wahr, mit der der Meister auch das Nebensächlichste durchgebildet hat.

Das Bild ist im Verlage der Deutschen Kunst- und Gesellschaft, Berlin, Ritterstraße 50, in einer Größe von 90 zu 58 cm zum Preise von 20 Mark erschienen. Die zur Anwendung gekommene Farbenphotographie hat es ermöglicht, das Original mit der Pracht seines

leuchtenden Kolorits und der Fülle seiner Feinheiten und Besonderheiten absolut getreu wiederzugeben. So wird als Faksimile eine hervorragende Leistung der mechanisch vervielfältigenden Kunst dargeboten, die der außerordentlichen Bedeutung des Originals würdig und der Anerkennung aller Kenner und Kunstfreunde sicher ist.

### Rätsel-Ecke

#### Rätsel.

Die Erste ziert der Wolken Rand  
Und auch das weibliche Gewand.  
Die beiden Zweiten sind wir alle  
Nach guter Tat und auch beim Saft der Beben,  
Doch sind wir es in jedem Falle  
Für unsre Freunde, wenn wir — nicht mehr leben!  
Nur bitte dich, das Gange zu sein!  
Nichtzeitig trotz allen Hindernissen,  
Sonn' wir der Becher mit dem Wein  
Dir von der Lippe Rand gerissen.

Erich Fabian.

#### II.

Ich weiß ein Ding, das bald erschreckt  
Und bald erfreut, und ohne Junge leckt,  
Das ohne Zahn und Klagen,  
Doch unerfütterlicher als manches Raubtier frist.  
Es frist und frist,  
So lang' als was zu freffen ist.  
Nur Wasser kann es nicht vertragen:  
Sobald es trinkt, erleb' ich sein gluterfülltes Bild,  
Es stirbt dahin im Augenblick.

Klara Schmidt

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Schwert. — II. Schalltag.

### Geschäftliches.

Wer noch darüber im Zweifel ist, was er seinen Kindern zu Weihnachten schenken soll, sei diesem noch ganz besonders auf das in heutiger Nummer enthaltene Instrument „Zauber-Klarinette“ der 1886 gegründeten Firma O. C. F. Meier, Braunschweig 3. 151, aufmerksam gemacht. Dieser Artikel eignet sich auch vorzüglich für die tapferen Krieger und wird ihnen diesen eine größere Freude als mit jedem Instrument, das man übrigens nach der beliebigen Besize sofort spielen kann, nicht machen können.

### Kaufe mein Bett.

Schneid rot, dicht Daunendecke, große Plüsch-Ebene u. Unterbetten u. 24 Arten mit 21 Kissen neuer Halbbaunen, das Gebett M. 30.—, das beste Bett mit Daunendecke M. 35.—, Bettendes herrschaftl. Daunendecke M. 40.—, zwei Kissen kostet jedes Bett M. 5.— mehr. Müdigkeit, Weid gesund. Bettfedern billig. Hat frei 30,000 Stunden. 1050 Dankschreib. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Feld - Post  
**Rheuma-**  
fische Beichwerden.  
**Dr. R. Reiss**  
**RHEUMASAN**  
Erfolgreich in Apotheken.

### Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

**Neue Gänsefedern,**  
wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen à Pfd. 1.60 Mk. Dieselben Federn, mit alten Daunen, groß gerissen, à Pfd. 2.35 Mk., auf gerissen, mit allen Daunen à Pfd. 3.35 Mk., verleiende gegen Käden, nehm, was nicht gefüllt, sucht August Schuch, Gänsestaatsalt, Neu-Zerbin 9 (Oberbrung).

### NEU!

ca. 40 cm  
Prächtvolles Konzert- und Soloinstrument mit 10 doppelstimmigen, harmonisch klingenden Melodie- und 2 Bassbegleitklappen, wunderbar angenehme Tonfülle. Neuestes, reizendes Unterhaltungsinstrument für Damen, Herren und Kinder. Jeder kann sofort ohne Vorkenntnis Lieder, Tänze, Märsche usw. spielen, da alle Klappen und Lehrvorlage numeriert. Auch für Krieger, Wandervögel, Vereine usw. vorzüglich. Das Kriegsministerium empfiehlt Instrumente als Liebesgabe. Preis in dauerhaft fr. Ausführung (Metall) mit Schale, vielen Musikstücken und Aufbewahrungskasten Mark 3.95. Verpackung gratis. 1 Buch mit Tausend der neuesten Couplets u. Liederverse umsonst. Alleinverand durch O. C. F. Meier, Braunschweig Z. 151. Musikinstrumentenfirma. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Ueber 3000 anhl. begl. Anerkennungschriften.

### Zauber-Klarinette oder Friedenfanfare.

### Geld

gibt ohne Bürgen, schnell, recht, tüchtige Kassenbuchführungen, seit 1881 bestehende Firma Schulz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Rückporto.

### Echte extrastarke Walthorische Hienfong - Essenze

(Destillat) 1 Dtz. Mk. 2.50, nur bei 30 Fl. Mk. 6.— franko. — Chemische Werke E. Walther, Halle a. S. Mühlweg 20.

## Karte von Frankreich

Maßstab 1:1.000.000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weiltlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinfindung d. Betrages portofrei

### Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei  
— Berlin SW 68, Ritterstraße 50 —

### Bei Bezug von Waren

biten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Das als Warenzeichen gese zlich geschützte „Tutwohl“ extrastarker Karmelitergeist (vorzüglich wirkendes Massagemittel) 12 Fl. Mk. 3.—, bei 24 Fl. Mk. 6.— kostenfrei — II. Fern nur die Tutwohl-Werke, Halle a. Saale. —





Bildgröße 28×38 cm  
Kartongröße 45×60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passende Weihnachtsgabe:

## BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und  
unseren HEERFÜHRERN in

### Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton  
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.  
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt  
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine  
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer  
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft  
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.*
- Wilhelm, Kronprinz*  
*von Preußen*
- Rupprecht, Kronprinz*  
*von Bayern*
- Herzog Albrecht von Würt-*  
*temberg*
- von Beseler, General der Inf.*
- von Bülow, Generaloberst*
- von Einem, General der Inf.*
- von der Goltz, Generalfeld-*  
*marschall*
- von Hindenburg, Generalfeld-*  
*marschall*
- von Heeringen, Generaloberst*
- von Kluck, Generaloberst*

✍

Sobien erschienen!

Sobien erschienen!

## Wilhelm Greve's Karte

vom

# Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl.  
des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Peters-  
burg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissa-  
bon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen  
und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orien-  
tierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

**Volksausgabe A**



**Preis 75 Pfennig**

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

**Wilhelm Greve,** Königl. Hof-Lithographie,  
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moris-  
platz 1671, 9862, 11084

**Berlin SW 68, Ritterstraße 50**

Fernsprecher: Amt Moris-  
platz 1671, 9862, 11084

